

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1851) Unterhaltungsblatt

21 (17.3.1850)

Ferdinand Arko.

(Fortsetzung.)

Düster sinnend, sein ergrautes Haupt auf die Hand gestützt, saß der Freiherr von Wolframsdorf in seinem Arbeitskabinet. Die hohen Wände des mittelgroßen Zimmers waren bis zur Decke hinauf mit braunem, durch den Einfluß der Zeit beinahe schwarz gefärbtem Holzgetäfel überzogen; die düstern Farbentöne der schweren Vorhänge und der hohen, mit dunklem Sammt überzogenen Sessel trugen dazu bei, den ernsten Character dieses Gemaches zu erhöhen, das seine Dürsterheit bis auf dessen Inhaber zu erstrecken schien.

Herr von Wolframsdorf war ein Greis von beinahe siebenzig Jahren; sein von tausend Falten und Furchen durchzogenes Gesicht und sein erbleichtes, spärliches Haar schienen eine noch längere Lebensdauer anzukündigen, dagegen gaben die feste Haltung der hohen, knochigen Gestalt, und die kalten durchdringenden grauen Augen seiner Erscheinung einen Ausdruck von körperlicher und geistiger Kraft, die nicht in Uebereinstimmung mit seinen Jahren war. Ein bitteres Lächeln ruhte auf den dünnen bleichen Lippen, und hinter der, in schmerzlichen Falten zusammengezogenen Stirne schien ein peinlicher Gedanke zu arbeiten. Endlich stand er auf und ging mit schweren, langsamen Schritten im Zimmer auf und ab. Mächtige Leidenschaften schienen in seinem Innern zu stürmen, seine Züge wurden immer finsterner. Endlich murmelte er: „Auch sie! War's nicht genug, daß das Schicksal mich, so lange ich lebe, in Allem heimsuchte, was mir theuer war, — selbst jetzt noch an den Scheidemarken meines Daseyns muß es mich durch den Ungehorsam dieses Kindes verfolgen!“

Der Eintritt eines Dieners schreckte ihn auf. Rauh fuhr er ihn an: „Was solls?“

„Der Kämmerer Graf Arko verlangt Euch zu sprechen, „Herr,“ meldet dieser.

„Mich?!“ fuhr der Alte auf. „Ein Arko sucht mich auf? — Führe ihn herein,“ unterbrach er sich barsch, und erwartete dann mit finsterner Stirne und feindlicher Haltung den jungen Grafen.

Arko trat ein, und hielt seinen Schritt nahe dem Eingange an, indem er sein stolzes Haupt ehrerbietig neigte.

„Was führt Euch zu mir, Graf?“ sprach der Freiherr finster, indem er seinen strengen kalten Blick auf den Jüngling richtete. „Es ist lange her, seit ein Arko das Haus der Wolframsdorf betreten hat.“

„Was mich zu Euch führt, edler Herr,“ entgegnete Ferdinand mit fester Haltung, „darf ein Edelmann dem andern mit freier Stirne bekennen. Ich weiß, Ihr liebt die Umschweife nicht — so sei es denn offen und vertrauend ausgesprochen! Ich bin hier, um bei Euch um die Hand Eurer Tochter zu werben.“

„Ihr!!“ fuhr der Freiherr wüthend auf. — — „Erlaubt mir zu vollenden,“ fuhr Arko mit erzwungener Fassung fort. „Ich bin gleich an Rang und Gütern. Zwar hat mein Name noch wenig Klang, aber mit Gottes und meines guten Schwertes Hilfe hoffe ich ihn in der That des Vorzugs werth zu machen; den die Gnade unseres durchlauchtigen Herrn mir angedeihen läßt. Daß ich Euer Kind glücklich zu machen wünsche, dafür bürgt Euch meine Werbung in so bedrängter Zeit, — ich

liebe Eure Tochter und lege alle Hoffnungen meines Lebens in Eure Hand.“

„Nie!“ erwiderte der Freiherr mit starker Stimme, „nie werde ich in diese Verbindung willigen! Wenn ich Euch sage, daß ich die Hand meiner Tochter dem Grafen Pappenheim zugesagt habe,“ fügte er ruhiger bei, „so werdet Ihr einsehen, daß hiermit alle ferneren Worte überflüssig sind.“ Er neigte kurz und stolz das Haupt und wandte sich von dem jungen Mann.

„Weißt mich nicht so von Euch, Freiherr!“ rief Ferdinand, indem er ihm folgte. „Ich wußte, ehe ich noch kam, daß Ihr Mathilde einem Andern bestimmt habt, und dennoch wagte ich vor Euch zu treten, denn es handelt sich nicht allein um mich! Mein Glück mag Euch gleichgültig seyn, aber Mathilde liebt mich, sie hat mir ihr Herz und ihre Treue verpfändet, und wenn Ihr sie zwingt, diesen Schwur zu lösen, so brecht Ihr das Herz Eures einzigen, Eures letzten Kindes!“

„Also Ihr seid es, der meine Tochter zum Widerstand gegen ihren Vater verleitet hat,“ rief der Freiherr im heftigsten Zorne. „Euch also habe ich es zu danken, daß das stets so sanfte unterwürfige Kind es heute gewagt hat, mir zu sagen, sie würde mir nicht gehorchen! Und Ihr hofft, gewissenloser Berserker, daß ich Euch jemals die Hand meines Mädchens geben würde! Ihr habt gut gethan,“ fuhr er mit hohler, vor Zorn bebender Stimme fort, „mich daran zu erinnern, daß sie mein letztes Kind ist. Ja, das Schicksal hat meinen Stamm schwer getroffen. Drei Söhne sind mir gefallen im Kampf für ihren Fürsten und ihr Vaterland. Aber jedes dieser drei Gräber strahlt einen neuen Glanz auf den Namen Wolframsdorf, und den letzten Zweig dieses edlen Stammes sollte ich Euch hingeben, Euch, dem Sohne eines — — Wenn Ihr mich versteht, so ist Eure Werbung ein frecher Hohn für mich, versteht ihr mich nicht, so dankt es dem gerechten Stolze, der mir inne wohnt, daß ich meine Lippen nicht damit besudeln will, es Euch zu erklären.“

„Schweigt!“ rief Arko außer sich, „schweigt, oder ich vergesse, daß Ihr ein Greis und Mathildens Vater seid! Möge Gott Euch vergeben, der Ihr den Todten im Grabe noch schmähst, der Ihr die alte Schuld des Vaters wie einen Fluch auf das Haupt des Sohnes schleudert. Ihr habt meine letzte Lebenshoffnung zertrümmert, das letzte Band zerrissen, das mein wundtes Herz noch am Leben festhielt, möge es Euch nie gereuen!“

Er eilte hinaus. Sein Herz war voll Bitterkeit und Verzweiflung; jetzt gab es nur noch eine Hoffnung für ihn — ein ehrenvoller Tod auf dem Schlachtfelde. Mit stürmischer Sehnsucht sah er dem nahen Zeitpunkte entgegen, der ihn in den Kampf führen sollte. Er sah Mathilde nicht wieder; der Freiherr hielt sie streng eingeschlossen in seinem Hause. Die Gräfin Tauffkirch, die er wenige Stunden vor dem Abmarsche des Heeres noch einmul aussuchte, theilte ihm mit, daß Mathildens feste, entschiedene Weigerung den Erfolg gehabt hatte, den Plan ihrer Verbindung mit dem Grafen Pappenheim zu vernichten. Die würdige Dame überbrachte ihm Mathildens Scheidegruß, und eine seidene Schärpe, die das junge Mädchen heimlich für ihn gestickt, und mit den bittersten Thränen ihres jungen Lebens benetzt hatte.

In dem Dorfe Debring dicht vor Innsbruck wurde ein fröhliches Hochzeitsfest gefeiert. Mit Sang und Klang war das Brautpaar von den munteren Burschen und Dirnen eingeholt

worden, und nun, nach vollzogener Trauung wandte sich der lustige Zug singend, geigend, lärmend und jubelnd von der mächtigen Anhöhe, auf der das Dorf lag, hinab nach dem Wirthshaus „zum lustigen Gernsjäger“, das mit seinen weißen, von grünen Schlingpflanzen überzogenen Wänden gar freundlich und anlockend aus dem von Felsen umkränzten Thalgrunde hervorschaute.

Alle diese fröhlichen, jubelnden Menschen, die kräftigen Tyrolerburschen mit den unerläßlichen Schnurrbärten, die frischen, kernhaften Mädchen mit den so feck und muthwillig sitzenden hohen Hüten; boten ein eben so heiteres, als malerisches Bild, während sich der Zug in wohlgeordneter Reihe vorwärts bewegte. Boran wanderten die Pfeifer, acht an der Zahl, ein Zeichen des Reichthums des Bräutigams, das nicht ohne Reid von Vielen bemerkt wurde; nach ihnen, mit ungeheuren Blumensträußen geschmückt, der Ehrenvater und die Ehrenmutter, denen unmittelbar das Brautpaar folgte. Der Bräutigam war ein stämmiger Tyroler von ungewöhnlicher Größe, und wie es schien, mit riesenhafter Stärke und Muskelkraft begabt, er mochte etwa 28 Jahre zählen; ein boshafter, feindlicher Zug um den Mund und eine breite Narbe auf der Stirne ließen ihn jedoch älter erscheinen und entstellten sein ursprünglich gutgebildetes Gesicht. Die Braut, die er führte, war ein Mädchen von höchstens zwanzig Jahren, groß, schlank, mit schwarzen, blitzenden Augen und einem wunderhübschen trozigen Gesicht, das die Aufmerksamkeit eines Jeden unwiderstehlich fesseln mußte.

Ihnen folgte paarweise die fröhliche Jugend des Dorfes, schäkernd, lachend, vor Bergnügen glühend bei dem bloßen Gedanken an den Tag, der sie erwartete. Als der Festschmaus, der die fröhliche Gesellschaft im „lustigen Gernsjäger“ erwartete, eingenommen, und Spiel und Tanz in Gang gebracht worden waren, zog der Bräutigam sein hübsches Mädchen bei Seite und sagte mit einem Ausdruck von Zärtlichkeit, der seinem finstern Gesichte wunderbar anstand, zu ihr: „Sieh, Lieserl! Das ist nicht schön von Dir, daß Du mir den Brautkuß nicht hast geben wollen, als wir aus der Kirche kamen. Es ist doch Brauch und Sitte bei uns von Alters her, daß man dies Recht einfordert vor allen Leuten, wie hast Du mich nur so kränken können vor der ganzen Sippschaft!“

„Hör, Martin,“ gab sie zur Antwort, „Du weißt so gut als ich, daß ich, wenn mein Wille gegolten hätte, gar nicht mit Dir in die Kirche gekommen wär. Der Vater hat's so gewollt, ich konnt' es nicht ändern, aber Du hast's gewußt, also beschwere Dich nicht, wenn ich nicht eilig bin, Dir den Mund zum Kuße zu reichen.“

„Tausend Sapperlot!“ rief Martin wild, „das sagst Du mir! Hast Du denn vergessen, daß Du jetzt meine Frau bist und thun mußt, was ich verlange!“

„Vielleicht wenn Du so tobst?“ entgegnete Lisa, während ein leiser, spöttischer Zug über ihr schönes Gesicht flog. „Du kennst Du das Lieserl schlecht — gibst Du nicht gute Worte und ein freundliches Gesicht, so kannst Du morgen noch auf den Kuß warten wie heut!“

„Nun, mein Täubchen, so sei doch verständig,“ bat Martin, indem er schmeichelnd seinen Arm um ihren schlanken Leib legte, „Du mußt mich auch nicht böse machen! Du weißt ja von lange her, daß Du Alles mit mir anfangen kannst, willst Du nur freundlich blicken.“

Schmollend wandte das Trozköpfchen sich von ihm ab, als aus den Reihen der Gäste eine Stimme wiederholt rief: „Nun Zeiler, willst Du denn den ganzen Tag mit Deiner Liebsten charminiren? Du hast noch Zeit genug, jetzt komm' her und nimm' die Büchse zur Hand. Unsere Burschen haben längst das Ziel aufgestellt, und ich denke, wo der bayerische Löwe auf der Scheibe zu sehen ist, da läßt Martin Zeiler sich nicht zweimal bitten, ihm eins zu versetzen!“

„Du hast's getroffen, Seppel,“ rief Zeiler, indem er sich der kleinen Gruppe, die sich von den Tanzenden getrennt hatte, um

das altbeliebte Festspiel der Tyroler auszuüben, mit raschen Schritten näherte. „Her die Büchse! Könnst' ich doch das ganze Baiernland so in den Grund bohren, wie mein gutes Rohr dem Löwen da die Mähnen stuzen soll!“

„Sag' einmal, Zeiler!“ rief ein ganz junger Bursche, „warum bist Du eigentlich unsern Nachbarn gar so bitter feind, was haben die Baiern Dir doch zu Leid gethan?“

„Still!“ rannte ihm sein Nachbar zu, „verdirb ihm die Laune nicht am Hochzeitstage, die alte Geschichte macht ihn immer zornig, wenn nur die Rede darauf kömmt.“

„Nein!“ donnerte Zeiler dazwischen, „es kann nichts schaden, wenn das Büschchen erfährt, was für liebe Freunde diese bayerischen Nachbarn unser Sinem sind, vielleicht bringen sie's ihm auch noch einmal mit so 'nem hübschen Zeichen bei, wie sie mir eins in's Gesicht gemalt haben. Also hör', was ich Dir erzählen wil. Es sind jetzt bald acht Jahre, da birschte ich auf der Gernsjagd, nah an der Gränze. Ich hatt' einen tüchtigen Bock auf dem Korn, es glückte mir, des Zeilers Rohr hat noch nie gesehlt! Der Gernsbock stürzt, ich springe über die Felsstücke, und im Eifer sah ich nicht, daß das Thier schon drüben hinter dem Gränzstein lag. Wie ich es nun fesseln wil, stürzen vier verdammte Gränzwächter auf mich los, binden mich, und schleppen mich vor's nächste Gericht.“

„Dort haben sie mich erst sechs Tage lang in's Loch gesteckt, mir meinen Stuzen zerbrochen, und mich dann noch zum Ueberfluß auf eines Hirsches Rücken gebunden, den sie in den Wald peitschten. Der hat mich 24 Stunden lang herumgehetzt, bis er das Genick brach und ich halb todt auf ihm liegen blieb. Endlich führte das Glück mir Cameraden zu, die mich von der Tortur befreiten. Ich war zersezt am ganzen Leibe, und der Denktettel,“ fügte er bei, auf seine Stirne deutend, „wird mir wohl bleiben mein Leben lang. Dort im Baiernland sagten sie, die Strafe geschehe nach Recht und Gesetz — Straf' mich Gott, wenn ich das Gesetz dem verfluchten Churfürsten je vergesse!“

Ein unruhiges, sich näherndes Getümmel unterbrach die leidenschaftliche Rede, und noch ehe die Versammelten Zeit gefunden hatten, einander ihre Vermuthungen darüber mitzutheilen, stürzten einige Bauern, aus jenseits Innsbruck gelegenen Dörfern, athemlos herbei, und erregten durch den Schreckensruf: „Zu den Waffen!“ allgemeine Aufregung und Verwirrung. Alle fragten zugleich, in dem Durcheinander all der Stimmen war keine Verständigung möglich; endlich gelang es dem von Allen gefürchteten Zeiler die Stille herzustellen, und nun wandte er sich mit der hastigen Frage: „Was gibt's denn eigentlich?“ an den Nächststehenden.

„Was es gibt? Die Baiern sind in's Land gefallen!“ war die Antwort. „Der Rufflein ist erstiegen und angezündet, durch ganz Tyrol leuchtet das schreckliche Feuerzeichen. Die Unglücksmähr, daß der Fernstein und der Ehrenberg vom General Lühelburg genommen sind, haben uns zwei flüchtige Bauern, die nach Seefeld kamen, berichtet. Die Kaiserlichen lassen uns im Stich, der Oberst Wolfenstein und der General Gschwind fliehen mit den Ihrigen durch das Pusterthal nach Linz. Ich selber war heute früh in Schwaz, da hab' ich den Churfürsten mit seinen 6000 Mann von Rattenberg her einziehen sehen, durch's Junthal.“ (Fortsetzung folgt.)

Der Tod der Gräfin Görlich.

Die Eröffnung des Processes Görlich hat begonnen; wir rufen den Lesern kurz die Schandthat ins Gedächtniß zurück.

Am 13. Juni 1847 drang Abends um 6 Uhr aus dem Hause des Grafen Görlich in der Neckarstraße zu Darmstadt ein stinkender Qualm. Eine schnell versammelte Menge drang in das Haus und stürzte theils durch die Fenster, theils, unter Beisehn des Grafen selbst, durch eine aufgesprengte Thür in das auf der Rückseite des Gebäudes im zweiten Stock gelegene Zimmer der Gräfin, von wo der Brand auszugehen schien. Dort

fand man unter glimmenden Möbeln vor einem gleichfalls angebrannten Schreibpult den Körper der Gräfin in einer gekrümmten Lage auf dem Fußboden, nur erkennbar an den Kleidern, denn durch ein Verbrennen von oben herab waren Kopf und Schultern in eine „unförmliche Masse“ verwandelt, die Brust ebenfalls bedeutend, die andern Körpertheile nur stellenweise und leicht durch Brand verletzt. Im Tumult und durch das Löschen ward der Totalzustand des Zimmers, der ein klares Licht auf den Hergang der Sache hätte werfen müssen, schnell verändert, auch wurde die Leiche sogleich in ein Vorzimmer gebracht. Am nächsten Morgen schritt das Gericht mit Legalärzten ein, deren Gutachten dahin ging, es sei eine gewaltsame Todesart der Gräfin durch Verbrennung und nur nach Erweisung von der Unmöglichkeit einer Selbstverbrennung, wie man sie zuweilen bei Individuen bemerkt haben will, die dem Genuß des Branntweins in hohem Maße ergeben gewesen waren, anzunehmen.

Nicht lange vorher hatte die Ermordung der Herzogin von Praslin einen schrecklichen Blick in das innere Wesen der „guten Gesellschaft“ eröffnet; die öffentliche Meinung war daher noch geneigter, hier ein ähnliches Verbrechen anzunehmen, als sie es sonst durch das anerkannt gespannte Verhältniß des Grafen Görlich zu seiner Frau, durch die demselben nachgeredeten Ausschweifungen, durch sein sonderbares Verhalten an jenem Schreckensabend und durch das Gerücht von früheren Selbstmordversuchen der Gräfin gewesen seyn möchte. Es regte sich also sogleich ein Verdacht gegen den Grafen, der sogar in dem Bericht des inspicirenden Richters an das obere Gericht offiziell Platz fand. Dieses erklärte sich aber unter Widerlegung der Indizien dagegen; die Untersuchung wurde aufgegeben, die Leiche der Gräfin ohne innerliche Untersuchung (was bezüglich des Schädels und der Brustorgane sehr wichtig gewesen wäre) am 16. Juni begraben. Durch Aufstellung einer Reihe von Conjecturen bemühte man sich, eine Selbstverbrennung, die in einer Vorliebe der Gräfin für geistige Getränke und in einer Berührung ihres Kopfpuzes mit einem Licht ihre Veranlassung haben sollte, als möglich erscheinen zu lassen.

Man ersieht aus diesen Andeutungen, daß im ersten und für die Entdeckung eines Verbrechens wichtigsten Stadium des Prozesses mit mehr Oberflächlichkeit gehandelt und mehr versäumt wurde, als sich nach dem späteren Verlauf, der diese Mängel in's hellste Licht setzte, rechtfertigen läßt. Allein die öffentliche Meinung ist eine zu strenge und allseitig hörende Richterin, um sich mit einem frivolten Schein zu begnügen, und es ist bekannt genug, in welcher entschiedener Weise sich damals Stimmen über das unbefriedigende Resultat der gerichtlichen Bemühungen aussprachen.

Eine neuhinzukommende Thatsache eröffnete den zweiten Akt des Drama's. Seit dem Mai 1846 war ein gewisser Stauff aus Oberohmen im Dienst der Gräfin Görlich, der einzige von der Dienerschaft, für den die sonst sehr misstrauische Frau Vertrauen hatte. Er blieb, ohne daß ein Verdacht auf ihn gefallen wäre, nach dem Tode der Gräfin als Bedienter im Hause.

Am 2. Nov. 1847 wurde vom Grafen polizeilich angezeigt, daß so eben sein Bediente Stauff durch Beimischung einer vom Geh. Med. Rath Stegmayer als Grünspan erkannten Substanz unter eine für seinen Mittagstisch bestimmte Sauce allem Anschein nach den Versuch gemacht habe, ihn zu vergiften. Stauff ward alsbald verhaftet. Nach Angabe der Köchin des Grafen hatte Stauff dieselbe aus der Küche zu entfernen gesucht und, als ihm dieß nicht glückte, vorsichtig in ihrem Beiseyn etwas aus einem Arzneigläschen in die Sauce geschüttet. Kutscher und Haushälterin kamen, nachdem Stauff weggegangen, hinzu, man entschloß sich, die Sauce zum Hausarzt zu bringen, der Graf begegnete ihnen und der genannte Hausarzt erkannte wie bemerkt. Es waren wirklich $15\frac{1}{2}$ Gran Grünspan in der Sauce. Stauff wurde hierauf auf Befehl des Hofgerichts in Untersuchungshaft wegen Mordversuchs gebracht. Bei Durchsuchung seiner Habseligkeiten fand man Schmuckfachen der Gräfin, ebenso bei

der späteren Verhaftung seines Vaters, der, sowie ein jüngerer Bruder des Angeklagten (letzterer wegen Beihilfe an dem Mordversuch) mit ihm vor den Assisen erscheinen wird. Seit jener Zeit befindet sich der Angeklagte in Haft. Am 11. August wurde die Leiche der Gräfin in Anwesenheit des Grafen, der sich dabei unbefangen benommen haben soll, wieder ausgegraben, ohne daß die, wie man sagt, abermals oberflächliche Untersuchung ein besonderes Resultat geliefert hätte. Daß sich nach den erwähnten Entdeckungen der allgemeine Verdacht auf den Bedienten wandte, ist wohl natürlich; eine andere Frage aber ist, ob sich dieser Verdacht auch als festbegründet in der öffentlichen Verhandlung herausstellen wird.

In seinem Verhör vom 3. Januar 1848 bestrebte sich zum erstenmal der Johann Stauff, den Grafen Görlich zu verdächtigen, indem er unter Anderem vorbrachte, der Graf habe sich, noch ehe die Leiche beerdigt gewesen, zu ihm geäußert, wenn er nur seine Worte und Thaten zurückkaufen könnte. Der Graf habe vom Hofgericht die Untersuchung niederlegen lassen, als er erfahren, daß auf ihn ein Verdacht gefallen sei. Als er, Stauff, von seinem Bruder und einem Soldaten in der Mitte Octobers erfahren, daß die Untersuchung wegen der Gräfin wieder fortgesetzt und er vernommen werden sollte, habe er dieß dem Grafen mitgetheilt, worauf ihm dieser gesagt, er solle nur nicht zu viel sprechen. Der Graf habe nicht viel Vermögen, wohl aber habe die Frau Gräfin gehabt. Der Schiller, welcher ebenfalls im Dienste des Grafen stand, habe ihm deßhalb einmal gesagt, wenn der Herr Graf etwas von dem Vermögen haben sollte, so müsse der Frau Gräfin gerade etwas Besonderes zustofen. Der Schiller habe auch gesagt, der Graf und die Gräfin seien schon mit Messern auf einander losgegangen, da müsse man aber, wenn man so etwas sehe, gleich das Zimmer verlassen.

In einem weiteren Verhör vom 10. April setzte Joh. Stauff die Verdächtigung des Grafen in folgender Weise fort: Der Graf habe veranlaßt, daß die Section der Leiche unterbleibe, damit man nicht sehen könne, ob die Gräfin ermordet oder eines natürlichen Todes gestorben sei. Er habe sich auch bei einer höchsten Person dafür verwendet, daß die Untersuchung niedergeschlagen werde, und habe dabei noch bemerkt, man müsse sich nur an solche Personen wenden, wenn man bei dem Hofgerichte etwas ausrichten wolle. Nach beendigter Generaluntersuchung ließ sich Joh. Stauff zum Verhör melden (1. Septbr. 1848) und gestand in demselben ein, nach dem Tode der Gräfin Geschmeide derselben (Juwelen, wie er es nennt) in ziemlich bedeutender Menge besessen und durch Vermittlung seines Bruders seinem Vater zugestellt zu haben. Sieben Tage nämlich nach dem Tode der Gräfin, nach 10 Uhr Abends, habe ihm der Graf in einer viereckigen Düte Juwelen gebracht und dabei geäußert: er wolle ihm diese schenken, da er arm wäre und kein Vermögen besitze und dann sein ganzes Leben für sich und seinen Vater genug hätte. Er (Stauff) sollte diese Juwelen seinem Vater, wenn er wieder zu ihm käme, geben; da dieser ein Gärtler sei, werde er sie schon unterbringen. Er (Stauff) habe dem Grafen hierauf eidlich versprochen müssen, daß er nie ein Wort davon sagen wolle, daß er ihm etwas gegeben habe. Nach halb 12 Uhr habe ihm der Graf erlaubt, sich schlafen zu legen, worauf er die Juwelen in seinem Kleiderschrank verschloß. Auf den Rath des Grafen, die Juwelen irgendwo zu verbergen, bis sein Vater einmal zu ihm komme, habe er (Stauff) die Juwelen in der Nähe der Stadt in einem dichten Heckenbusche verborgen, späterhin die Stelle seinem Bruder Jakob gezeigt und diesen noch später die Juwelen holen und seinem Vater zustellen lassen. Da der Letztere in Kassel verhaftet worden und er deßhalb beim Grafen sich beklagt, habe dieser ihn getrübet, es werde keine Untersuchung eingeleitet, sondern nur eine Ausnahme gemacht werden u. s. w. Der Graf, behauptete Stauff, habe ihm dabei noch gesagt, wenn er auch angäbe, daß ihm die Juwelen vom Grafen gegeben worden seien und daß an jenem Abend die Thüre gegangen wäre, so würde er dieses

doch verneinen. Nämlich — gab Stauff weiter an — es habe ihm, als er Abends um halb 8 Uhr in seinem Zimmer gewesen, geschienen, als wenn die Thüre zum Vorzimmer der Gräfin auf- und zugemacht würde. Als der Graf am Abend nach Hause gekommen sei, habe er ein blutiges Taschentuch aus der Tasche gezogen und dieses schnell vor ihm zu verbergen gesucht. Er habe aber dem Grafen bemerkt, daß er ja ein blutiges Taschentuch habe, worauf dieser erwidert, daß ihm die Nase geblutet, was allerdings öfters der Fall gewesen. Der Graf habe ihm auch gerathen, nach Amerika auszuwandern.

Der Graf erklärte alles dieses als die ausgesuchtesten und empörendsten Lügen, und im Laufe der Untersuchung hat, nach dem Anklageakt, sich nicht das Geringste ergeben, was außer jenen Verdächtigungen des Joh. Stauff den Grafen auch nur scheinbar belasten konnte. — Der Mitangeklagte Jakob Stauff, Bruder des Johann und jüngerer Sohn des Heinrich Stauff, zuletzt Soldat und wegen Unterschlagung einer silbernen Taschenuhr bestraft, gestand nach anfänglichem Leugnen das Holen des Päckchens durch ihn im Auftrag seines Bruders und das Zustellen desselben an seinen Vater. Ueber Inhalt und Zweck desselben wollte er nichts wissen. Auch Heinrich Stauff machte endlich Geständnisse hinsichtlich des Empfangs des Päckchens; Joh. Stauff habe ihn mit dessen Verkauf beauftragt gehabt; beim Nachsehen habe er so „Perlenzeug“ und anderes ihm nachher Abgenommenes darin gefunden; das „Perlenzeug“ in Frankfurt a. M. für 12 fl. verkauft.

Darmstadt, den 11. März 1850. Heute Vormittag 10 $\frac{1}{4}$ Uhr wurden die Gallerie und der Saal für die Zuhörer in der Stauff-Görlich'schen Angelegenheit geöffnet. Bald waren alle Plätze angefüllt. Nachdem das Geschworenengericht gebildet und die drei Angeeschuldigten an ihre Plätze gebracht worden, beginnt die Vorlesung des Verweisungsurtheils und des Anklageakts, dessen Vorlesung voraussichtlich die heutige Sitzung ausfüllt. Die Angeeschuldigten sitzen auf zwei Bänken und sind durch Gendarmen von einander getrennt. Joh. Stauff ist mit Sorgfalt gekleidet. Der Vater Heinrich Stauff hat das Aussehen eines Landmannes; der Bruder Jakob Stauff ist in seiner Montur als Soldat. Sie beantworten sämtlich mit Ruhe die an sie gerichteten üblichen Fragen des Präsidenten.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

X In dem oldenburgischen Dorfe Westerscheps, im Amte Zwischenahn, macht ein Sonnambüler großes Aufsehen. Es ist kein Dieb mehr vor ihm sicher, er verräth ihn in dem geheimsten Schlupfwinkel, die Polizei ist total überflüssig geworden. Dieser Hellscher ist der Knecht eines Gastwirthes. Er sagt im Schlafe, wann etwas gestohlen ist, wo es gestohlen, wo das Gestohlene zu finden und wer der Dieb ist. Neulich z. B. soll er diese Eigenschaft glänzend bewährt haben. Es fällt nämlich der Verdacht eines Gelddiebstahls auf ein Dienstmädchen; man fragt den Hellscher und dieser gibt genau die Stelle an, wo das Geld liegt, und bezeichnet auch den Dieb, der auch sofort gesteht. Die ganze Umgegend ist von diesem Ereigniß erregt und fortwährend wallfahrend eine Menge Menschen nach dem Wohnorte des Knechts, um sich Geheimnisse enthüllen zu lassen. — Wenn der Hellscher nur auch in unserem politischen Conflicte hellscher könnte!

Maritätenkästlein.

Ein schlichter Landmann fragte einen Advokaten: „Aber Herr Doctor, erklären Sie mir doch, was ist denn eigentlich der Unterschied zwischen äußerster Rechte, äußerster Linke und rechte Mitte?“ — „Das will ich Euch durch ein Beispiel erklären,“ antwortet der Advocat; „stellt Euch z. B. das französische Volk vor als eine Kuh. Nun kommt die äußerste

Rechte und will die Kuh beim Schweif an sich reißen; die äußerste Linke will sie bei den Hörnern an sich reißen; während die Zwei die Kuh hin- und herreißen, ist die rechte Mitte in der Mitte und melkt die Kuh!“

○ Hr: Johann!

Bed: Herr Hauptmann. —

Hr: Was hast Du mit dem Kaffee gemacht, er ist wieder so unklar, die Herrn müssen ihn ja förmlich hinunterwürgen. —

Bed: Befehlen Herr Hauptmann, der Kaffeesack hat schon seit drei Wochen ein Loch und habe ich deshalb dem Herrn Hauptmann seine gnädige Nachtmütze zum Durchgießen genommen.

○ Ein alter Mann, der noch in den sechziger Jahren Vater wurde, betrachtete das neugeborne Söhnchen, um Familienähnlichkeiten zu entdecken. „Ich finde keine andere Ähnlichkeit,“ rief er endlich aus, „als den fahlen Kopf.“

○ In Berlin cursirt der gute Witz: „Das Ministerium Brandenburg-Manteuffel ist jetzt ein Jahr alt, es kann nun laufen.“

○ Scherzfrage. Welche Strümpfe sind am wenigsten beliebt?

qu n arjopjqug 999) 'dunaylnvge uc '120 au 126

Jäger Sprüchwort.



Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg!
Lebt er lang, so wird er alt!

Logogryph.

Wo Todtenbein in alten morschen Särgen
Und Bahren ruht, in dunkeln feuchten Mauern,
Der Luft des Tags entrückt, da häßlich widert
Das Wort Dich an mit unheimlichen Schauern,
Du wünschst Dich zurücke an den Tag,
Zurück zum Licht der schönen hellen Sonne,
Und wenn es freundlich wieder Dich begrüßt,
Fühlst Du auf's Neu des Lebens ganze Wonne.

Ein Zeichen von der Stirn des Wortes genommen,
So fliehet in breiten Wellen es daher,
Von Deutschlands Strömen einer ist's geworden,
Und mischt die Wogen endlich mit dem Meer.
In anderm Sinn ist's ein Bindewörtchen,
Das Dir von mehreren Dingen läßt die Wahl,
Mehr sag' ich nicht; denn wollte schwer ich machen
Mein Räthsel, sag' ich so viel nicht einmal.

Auflösung der Charade in No. 20:

K o p f p u z .